

Reflexionen zum »Inflationsbegriff Nr. 1«

Für Strauss (1968, S. 7) ist Identität begrifflich genau so schwer zu fassen, wie das Gefühl der Identität selbst. Und auch Erikson (1988, S. 7) bekräftigt: »Je mehr man über diesen Gegenstand schreibt, desto mehr wird das Wort zu einem Ausdruck für etwas, das ebenso unergründlich als allgegenwärtig ist.« Angesichts der schweren Fassbarkeit ist es erstaunlich, dass gerade dieses Wort zum »Inflationsbegriff Nr. 1« (Brunner 1987, S. 63 zit. in Keupp 1997, S. 12) erklärt wurde. Zumal »Identität kein neues Wort [ist], so wenig wie Ego oder Selbst« (Strauss 1968, S. 7).

Folgt man Kaufmann, ist der Identitätsbegriff gar zum »modernen Äquivalent der Seele« (2005, S. 35) geworden. Und liest man seine Ausführungen dazu, erhält man den Eindruck, dass sein Forschungsgegenstand bereits selbst eine Seele angenommen hat:

»Die Identität konnte nicht auf einem kleinen, bescheidenen Platz bleiben, sie weigerte sich, ein gewöhnliches Wort zu sein. Sie musste sich unbedingt in den Vordergrund drängen und möglichst weit oben auf dem Umschlag als Titel erscheinen, auch wenn sie dann zwischen Buchdeckeln nur noch auf wenigen Seiten vorkam« (a.a.O., S. 37).

Keupp et al. (2002) reflektieren diese Entwicklung aus der soziologischen Perspektive. Sie machen deutlich, dass die Inflation des Identitätsdiskurses »nicht als Indikator für ein gesichertes Terrain gesellschaftlichen Wissens« (a.a.O., S. 8) gedeutet werden darf, sondern als *Reaktion* auf gesellschaftliche Umbruchs-, Befreiungs- und Verlusterfahrungen

(spezifisch a.a.O., S. 45ff.) interpretiert werden muss. Die Inflation von »Identität« ist also Symptom und Bewältigungsversuch zugleich. Aus Sicht der »reflexiven Moderne« ist sie das *logische* Produkt einer »Kultur der Krisis« (Schmid a.a.O., S. 101).¹

Will man dem Wesen dieser Kultur nachspüren, ist es hilfreich, eine ihrer frühen reflexiven Markierungen ausfindig zu machen. Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* ist eine dieser Markierungen. Die darin beschriebene Sorge um den modernen »Lochmenschen« (Berger 1994, S. 119) ist einer der Gründe, warum sich die Frage der Identität so »aufgeblasen« hat (vgl. lat.: *inflatus/-e*: geschwollen, aufgeblasen, stolz, übertrieben). Die zahlreichen Versuche, die in fachlichen und populären Diskursen unternommen wurden, um die »musilsche Hohlgestalt« konstruktiv zu überwinden, haben zu dieser inflationären Fülle an möglichen und widersprüchlichen Narrationsangeboten geführt, wie sie gegenwärtig im Repertoire unserer Gesellschaft zu finden sind. Die »Sehnsucht nach Sinn« (vgl. Berger 1994) ist das Drehmoment dieser Bemühungen. Wobei sich gegenwärtig die Tendenz abzeichnet, dass Subjekte zunehmend zu »regressiven Antworten« (vgl. Keupp 1994) greifen, während sich die Teilnehmer der philosophischen und sozialwissenschaftlichen Diskurse weiter um progressive Antworten bemühen.

Schmid (1998, S. 95ff.) hat bereits darauf hingewiesen, dass wir die Aufklärung erst zur ersten Hälfte errungen haben. Die zweite, wesentlich schwierigere Etappe steht uns noch bevor: Wir müssen lernen der Freiheit Formen zu geben. Die Inflation des Identitätsbegriffs ist *ein* Fokus, an dem das Ringen um diese Formgebung zum Ausdruck kommt. Wie Kaufmann (2005, S. 10) bemerkt, ist damit allerdings die Gefahr verbunden den Identitätsbegriff genau deshalb nirgendwo mehr zu finden, weil er überall ist. Damit er für den fachlichen Diskurs verhandelbar bleibt, ist es daher notwendig geworden, Metatexte einzuflicken, die die Grenzen der beteiligten Diskurse wieder sichtbar machen. Henrichs (1996) Abhandlung zum Identitätsbegriff zeigt, wie diese Diskussion aussehen kann.

1 Für eine ausführliche Diskussion der Epochencharakteristika und die Abgrenzung von Moderne, Spätmoderne, Postmoderne, andere (reflexive) Moderne siehe Wagner (1995), Welsch (2002), Schmid (1998, S. 95ff.) und im Hinblick auf die Erzählräume, die sie den Subjekten jeweils für die Realisierung ihrer Identität bereitstellen Kraus (2000, S. 22-30, S. 223ff.).

Der Balance-Akt »Definition:«

»Die Definition ist kein Verfahren
zur Festigung des Fundaments«
(Davidson 1993, S. 18).

Die Definition von Identität ist angesichts der zahlreichen Diskursbeiträge, die sich um ein Verständnis ihrer bemühen, mittlerweile zu einer besonderen Herausforderung geworden. Allein der philosophische Diskurs verfügt noch über einen relativ klar umrissenen Begriff von Identität, was allerdings daran liegt, dass sein Identitätsbegriff, der bis in die Antike zurückreicht, ein anderer ist, als der mit dem die sozialwissenschaftlichen Diskurse operieren (vgl. dazu Henrich 1996). Dort wo der philosophische Identitätsbegriff an die Herausforderungen soziologischer und psychologischer Fragestellungen stößt, verliert auch er seine Selbstverständlichkeit, lässt auch er etwas von seiner Klarheit zurück, die er sich innerhalb des philosophisch analytischen Diskurses bewahren konnte.

Während die Diskurse der praktischen und analytischen Philosophie ihre Antworten zum Thema »Identität« noch immer unter dem Begriff der »personalen Identität« formulieren (vgl. Quante 1999), ist dieser Begriff für den Identitätsdiskurs der »reflexiven Moderne« bereits ein problematischer. Und das nicht allein deswegen, weil personale und soziale Identität dort grundlegend als »zwei Seiten der gleichen Münze« (Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S. 49) verstanden werden (ausführlich dazu siehe Krappmann 1971). Vielmehr ist mit den gesellschaftlichen Veränderungsprozessen auch ein konzeptueller Wandel im Identitätsdiskurs vollzogen worden (vgl. Keupp et al. 2002, S. 16ff.; Keupp & Hohl 2006). Im Zuge dessen ist es sinnvoll auf Begriffe zu verzichten, die wie der der »personalen Identität« zu sehr auf die traditionelle Vorstellung einer »persönlichen« Identität verweisen. Identität ist aus Sicht der gegenwärtigen sozialwissenschaftlichen Diskurse weder »persönlich«, noch ein stabiler Zustand, der im Laufe der Entwicklung erreicht werden kann. Die Subjekte spätmoderner Gesellschaften sind in einen lebenslangen Prozess der Identitätsarbeit eingebunden, bei dem Kohärenz und Kontinuität über die Erwartungen der Anderen »immer wieder von neuem erkämpft« (Kraus 2000, S. 169) werden müssen. Die Ansätze postmoderner Identitätstheorie tragen diesem Aspekt Rechnung, indem sie Identitätsprozesse mit Konzepten beschreiben, die auch die Offenheit und Unabgeschlossenheit der Identitätsarbeit zum Ausdruck bringen.

Was die Definition von Identität betrifft, so lassen sich aus einer wissenschaftstheoretischen Perspektive zwei Aspekte näher formulieren, die dafür verantwortlich sind, dass dieses Vorhaben, metaphorisch gesprochen, zum »Balance-Akt« geworden ist.

Der erste Aspekt ist die *Diskursivität* von »Identität«. Der Begriff »Identität« ist, wie alle sprachlichen Äußerungen, in soziale Verhandlungsprozesse eingewoben. Und wie »jedes Wort, jeder Ausdruck, jede Aussage und Erzählung trägt [er] die Spuren aller Personen, die dieses Wort, diesen Ausdruck, diese Aussage oder Geschichte gebraucht haben« (Brockmeier & Harré 2005, S. 40).

Im Kontrast zu einer linear historischen Perspektive, die den Identitätsbegriff etymologisch oder über die Autoren, die ihn verwendet haben, untersucht, nehmen Brockmeier & Harré (2005) eine *horizontale Perspektive* ein. Ihre Position sucht die Bedeutung von »Identität« in der *Praxis gegenwärtiger Diskurse*. In der Philosophie lässt sich diese »Praxisnähe« auf Wittgenstein zurückführen. Ihm zufolge ist die Bedeutung eines Ausdrucks durch seinen Gebrauch bestimmt. Sein »praktisches Kriterium« ist Teil einer philosophischen Position, die bezweifelt, dass die Bedeutung eines Ausdrucks, wie beispielsweise bei Frege (2002, S. 27), allein durch den von ihm bezeichneten Gegenstand erfüllt wird. Wittgenstein (1984) macht mit seiner Kritik, die die sprachphilosophische Wende markiert, darauf aufmerksam, dass durch ontologische Positionen der kommunikative, interaktive und konstruktive Charakter der Sprache ausgeblendet bleibt. Sprache ist – so könnte man in einer für den sozialkonstruktivistischen Diskurs aktualisierten Position Wittgensteins resümieren – in erster Linie eine kommunikative Praxis, in der »Annahmen und Vorstellungen über die Welt und uns selbst verhandelt werden« (Brockmeier & Harré 2005, S. 45) und erst in zweiter Linie ein logisches Konstrukt aus Symbolbeziehungen.

In der Diskursarena Identität haben Brockmeier & Harré (2005) Wittgensteins Perspektive wieder aufgenommen, um deutlich zu machen, dass die Debatte in erster Linie als *Bewegung von Diskursen* verstanden werden muss. Jene fließenden Sprachkonstrukte über die Bedeutungen machtabhängig ausgehandelt und differenziert werden. Populäre und wissenschaftliche Diskurse konstruieren in wechselseitiger Beziehung zueinander ständig neue Variationen von »Identität«, erzeugen ständig neue »updates«. Diese *Diskursivität* ist ein Grund dafür, warum der Identitätsbegriff mittlerweile so schwer zu fassen ist. Er ist die Abstraktion einer Bewegung, die flexibel bleiben muss, um an gegenwärtige Diskurse anschlussfähig zu bleiben. Vielleicht teilen Begriff und Person in dieser Hinsicht dieselbe Erfahrung. Beide sehen sich nach einer linear und historisch begründbaren Ontologie, stehen aber gleichzeitig dem

Anspruch der Flexibilität (vgl. Sennett 2000)² gegenüber; Beide sind ständig den Auswirkungen gegenwärtiger Diskursbewegungen ausgesetzt.

Diskursivität ist jedoch nicht per se problematisch. Als sprachliche Praxis ist sie ein selbstverständlicher Bestandteil sozialer Konstruktion. Erst die für die Postmoderne charakteristische »extreme Beschleunigung und Übersteigerung« (vgl. Schmid 1998, S. 101) der Diskurse, lässt ihre Reflexion zunehmend zur Herausforderung werden.

Kaufmann (2005, S. 35) meint eben *diese* Diskursivität, wenn er davon spricht, dass der Begriff Identität »nicht nur in der Wissenschaft schwer zu fassen und fließend [ist], sondern auch weit darüber hinaus«. Und Henrich (1996, S. 134) fragt ganz konkret, ob deshalb nicht »Identitätsbegriffe ganz *anderer* Art« zur Verfügung stehen. Ist es denn undenkbar, dass wir uns vom Begriff »Identität« verabschieden? Ernst Mach hat mit seiner These vom »unrettbaren Ich« eine grundsätzliche Wende im Ich-Begriff angeregt.³ Ist so eine Wende nicht auch im Identitätsdiskurs denkbar? Kaufmann (2005, S. 52) warnt allerdings vor einer übereilten und resignierten Flucht in den terminologischen »Elfenbeinturm«. Denn »was nützt es wenn man einen schönen Begriff erfindet, den man als einziger benutzt?« (ebd.). Zudem ist der Begriff der »Identität«, ihm zufolge (ebd.), heute mehr denn je mit der »sozialen Frage« verknüpft und eine Abkehr von diesem Begriff würde gleichzeitig auch die feige Aufgabe dieses Terrains bedeuten.

Sichtet man die aktuelle Literatur zum Diskurs, gewinnt man den Eindruck, dass das »Selbst« wieder zunehmend an Attraktivität gewinnt (vgl. Kraus 2000). Wenn man sich vor Augen führt, dass die Forschung zum Selbst vor allem untersucht, »wie sich das Subjekt selbst zum Gegenstand seiner Wahrnehmung macht« (Keupp in Kraus 2000, S. IX), wird deutlich, dass diese Tendenz kein zufälliger, sondern ein notwendiger Bestandteil der »reflexiven« Moderne ist. Eine durchgängige Diskussion ist jedoch ohne den Begriff »Identität« schwer vorstellbar. Dafür transportieren »Selbst« und »Identität« (vor allem in ihrer historischen Perspektive) zu unterschiedliche Bedeutungen.

-
- 2 Der Originaltitel bringt die möglichen Folgen der geforderten Flexibilität noch deutlicher zum Ausdruck: *The Corrosion of Character* (1998, New York: Norton Verlag).
 - 3 Mach bezog sich dabei vor allem auf die Abkehr vom klassischen (cartesischen) Begriff des Ich. Berger (1994) zeigt, dass Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* (1957) als groß angelegter Versuch zur Errettung des von Mach als »unrettbar« diagnostizierten Ichs verstanden werden kann. Er stützt sich dabei v.a. auf den *Philosophen* Musil, der seine Dissertation über Ernst Mach verfasst hat (vgl. Berger 1994, S. 111ff.).

Den zweiten Aspekt, der einen Definitionsversuch von Identität zur Herausforderung werden lässt, stellen die im Rahmen der Diskursinflation entstandenen *vielfältigen Positionierungen* dar. Sie haben die Bezugsmöglichkeiten, auf die eine Definition von Identität gegenwärtig verweisen kann, enorm erhöht. Taps Definitionsversuch soll hier als Beispiel dienen, um zu zeigen, was in diesem Kontext als »definitorischer Balance-Akt« bezeichnet werden kann. Bei ihm wird Identität als

»[...] ein System aus Gefühlen und Vorstellungen von sich selbst, (das heißt) die Gesamtheit der physischen, psychischen, moralischen, juristischen, sozialen und kulturellen Merkmale, von denen aus eine Person sich definieren, sich präsentieren, sich selbst und anderen zu erkennen geben kann oder von denen aus der andere sie definieren, einordnen oder erkennen kann« (Tap 1979, S. 8 zit. in Kaufmann 2005, S. 43).

beschrieben. Auf den ersten Blick scheint diese Definition auf alle wesentlichen Aspekte des Identitätsdiskurses zu verweisen. Auf den zweiten Blick hinterlässt sie ein unbefriedigend leeres Gefühl. Vielleicht ist es der Anspruch der »Gesamtheit«, der dieses Gefühl begünstigt. Tap hat versucht, soviel von Identität und diese so weit wie möglich einzufangen und ist trotzdem mit leeren Netzen nach Hause gekommen. Woran mag das liegen? Zumal Kaufmann nicht vergisst zu erwähnen, dass Tap als Spezialist für »kurze Definitionen« gilt (vgl. a.a.O., S. 43). Die Definition von Identität ist, so eine mögliche Antwort, zum Balance-Akt geworden, der sich zwischen der Präzisierung eines favorisierten Konzeptes und der Umsichtigkeit, die eben all jene individuellen, sozialen und kulturellen Bezüge berücksichtigt, bewegen muss. Für die Diskursteilnehmer ist diese Situation noch mehr als bisher mit der Aufforderung zu einer klaren Positionierung verbunden. Gleichzeitig gewinnen Konzepte an Interesse, denen es möglich ist, weite Gegenstandsbereiche von Identität ausgehend von einem Paradigma zu diskutieren (vgl. dazu die Ausführungen zur »narrativen Identität« S. 33ff.).